

Lady MacRattle



Was wären die aus dem Süden ohne die aus dem Osten? Ein Bummel durch die Berliner Opernszene gibt hierüber Auskunft. Aber auch anderswo gab es diesen Monat wieder einiges zu sehen und zu entdecken.

Das ägäische Nichtstunleben auf der Insel Skyos geht einen Tag weiter. Wäre da nicht das lustig hereintuckernde U-Boot, das schnittige Soldaten auswirft, aber auch Ärger, Kriegsnachrichten, Todesahnung. Am Ende hat sich die glamouröse Strand-Szene eingedunkelt. Rot und Schwarz herrschen vor. Auch aus edlen neogriechischen Bademoden im Hollywood-Look wurden Rüstungen und gereckte Schwerter. Deidamia, Tochter des Inselkönigs Licomedes, darf ihren Achill notheiraten, doch der muss in den Trojanischen Krieg. Der eigens angereiste Odysseus und sein Land nehmen ihn in die Pflicht.

Georg Friedrich Händels letzte italienische Oper, die 1741 komponierte „Deidamia“, führt zu Unrecht ein Schatten-dasein. Zwar weist die Partitur keine Hits auf, aber man erlebt eine psychologische Mythologie, die aus dem üblichen Seria-Schema überkreuzter Liebespaare herausfällt. Die Handelnden sind berühmt, ihr Konflikt zwischen Zuneigung und Patriotismus, weiblicher Schutz wie Liebessehnsucht und männlichem Kampfeswillen ist nachvollziehbar. Dafür hat sich in Amsterdam ein Winning Team zusammengefunden, das unter

Peter Jonas der Bayerischen Staatsoper so manchen Barock-Glücksmoment beschert hat. Ivor Bolton dirigiert an der Nederlandse Opera mit dem vortrefflich klangfein aufspielenden Concerto Köln mit Schwung und sensiblen Drive, Regisseur David Alden gibt dem Cross-Gender-Affen Zucker, wenn er Ulisse (einst von einem Altkastraten gesungen, jetzt von der erdig abgetönten Silvia Tro Santafé) auf den knackigen Achill treffen lässt; den verkörpert, nur notdürftig als Mädchen verkleidet, die strahlkräftige, durchaus viril gehärtete Olga Pasichnyk. Im Zentrum dieses reichen Abends steht die optisch und vokal Unschuld wie Erotik gleichermaßen souverän verkörpernde Sally Matthews als leidenschaftliche Deidamia – die sich doch als Opfer der Verhältnisse geschlagen geben muss.



Augsburg und Görlitz. Die letzten Auftrittsorte von „Schwanda, dem Dudelsackpfeifer“ waren nicht sonderlich glanzvoll. Seine jüngste Spielstätte schon, die Dresdner Semperoper, die Jaromir Weinbergers, mit dem Uraufführungsjahr 1927 ein wenig verspätete tschechi-

sche Volksoper nun auf ihrer Spielplanachse hin zum nahen Prag und seinem Musiktheatererbe nach Sachsen verschoben hat. Und dabei alles richtig machte.

Da ist mit dem ehemaligen Countertenor Axel Köhler ein professioneller Regisseur am Start, der unterhalten und nicht verbiegen will, verführen und nicht vorführen und kommentieren. Auch um den kürzlich jäh aus außermusikalischen Gründen seiner Darmstädter Generalmusikdirektorenverpflichtungen verlustig gegangenen Constantin Trinks im Graben ist diesmal nicht viel Lärm um wenig, sondern potzlustiger Krach um viel. Eine fitzelige, kontrapunktverliebte Partitur mit ausladend orchestralen Zwischenspielen gilt es zum Blühen und Beben, zum Farbensprühen und Leben zu bringen – was ihm im Verein mit der blitzsauber aufspielenden Staatskapelle ganz vorzüglich gelingt. Und auch die Besetzung hat Lust und Laune, Liebe und Leutseligkeit, vor allem aber Können und die richtigen Töne in der Kehle aufzubieten. Ein Vergnügen, rundum.

Dabei ist dieser Dudelsack spielende „Schwanda“ kein Rattenfänger, der sofort alle verzaubert. Die Oper will erobert werden. Sie gibt sich volkstümlich, der Max-Reger-Schüler Weinberger komponierte 31-jährig seinen einzigen, meist deutsch gesungenen Welterfolg aber zur gleichen Zeit wie Weill „Mahagonny“ und Krenek seinen Jazz-Sensationshit „Jonny spielt auf“. Beide Werke wirken heute gealtert, der „Schwanda“ mit seinem durchaus doppelten Komödienboden, wo es um wahre Liebe, die Sehnsucht nach Mehr und die Erfüllung zu Hause, um Fausts Universalsuche und eine Höllen-Travestie à la Offenbach geht, aber ist überraschend zeitlos geblieben. Und musikalisch kraftvoll.

Fotos: Bernd Uhlig/Staatsoper Berlin



Da hat es wohl gekracht in Andrea Breths „Lulu“-Inszenierung. Nicht nur mit verkrachten Autos, sondern auch mit allerlei verkrachten Existenzen muss sich Mojca Erdmann in der Titelpartie herumschlagen.



Fotos: Matthias Creutzinger/Semperoper

In Dresden geht es mit dem Teufel zu, wenn Schwanda der Dudelsackpfeifer seinen Dudelsack herausholt. Jaromir Weinbergers Welterfolg von einst erobert sich derzeit langsam, aber sicher wieder die Bühnen zurück.

Nur drei Hauptpersonen gibt es. Den gemütvollen Schwanda als Mischung aus Orpheus und Papageno, der alle zum Tanzen bringt, wenn er nur auf seinem Dudelsack spielen mag. Christoph Pohl singt ihn mit schlanker, wohltönender Baritonfülle. Majorie Owens' fülliger Sopran gibt seiner eben angeheirateten Dorotka Wärme und Glanz. Sie wird ebenfalls geliebt vom Gentleman-Gangster Babinsky, als Mischung aus Entertainer und Filou, Operettentenor und höhensicherem Spielmacher die originellste Partie. Mit Bärtchen, Frack und Gamaschen singspielt und tanzt ihn glänzend Ladislav Elgr als tönenden Bruder von Michel Hazanavicius' „The Artist“. Dieser Räuber hat Charme und Stolz, Beweglichkeit und Chuzpe. Er reitet auf einem fliegenden Koffer, schlägt die Triangel – und kriegt trotzdem keine Braut.



Repertoire- Highlights in Berlin – zum Beispiel in Verdis „Kabale-und-Liebe“-Verwässerung „Luisa Miller“, bei der man Schiller ganz schnell vergessen kann. Über Götz Friedrichs letzte Inszenierung von 2000 sieht man längst gnädig hinweg. Aber: Weder der Dirigent Paolo Arivabeni genießt sonderliche Reputation noch die osteuropäischen Einspringer Orlin Anastassov (für Leo Nucci als Miller) und Zurab Turabishvili (für Marcelo Álvarez als Rodolfo), sind aber alle drei mehr als nur werkdienliche Abendretter. Krassimira Stoyanova als Luisa ist einer der weltbesten Lirico-Spinto-Soprane, wenn sie doch nur ein wenig mehr Bühnenpfeffer hätte. Und die Mezzosopranistin Clementine

Kalte Analyse der Macht: Robert Carsons düsterer „Macbeth“ ist von Köln nach Berlin gewandert. Wo viel Blut fließt, hat Lady Macbeth einiges zu putzen.

Margaine, noch fest im Ensemble und diesmal als Laura ein Glanzpunkt, die muss man sich merken. In Salzburg hat sie als Carmen-Cover von Magdalena Kozená die Lady Rattle schon das Fürchten gelehrt. Da mischt sich satte Tiefe mit einer attraktiven, weichen Höhe und schöner Technik. Ach, wäre Openalltag doch immer so erfreulich!



Nur wenige Tage später ist er das neuerlich. Am gleichen Haus glänzt Robert Carsons aus Köln übernommener „Macbeth“ noch viel dunkeldüsterer als bei der Premiere. Kunststück. Da steht als Diktatorengattin Frau Ceausescu mit Liudmyla Monastyrskaya eine Lady auf der Bühne, die nicht nur längst auch in London und New York gehandelt wird, die hat auch alles, was Verdi vorschwebte: Vitriolgetränkte Piani, eine satte Horrorhöhe, mörderisch weiche Koloraturen, und schauspielern kann sie auch noch wie die Hölle. Lange nicht mehr eine so formidable Bühnenhexe



Foto: Bettina Stöß i. A. d. Deutschen Oper Berlin

erlebt. Was auch Anton Keremidschiew als Macbeth zu fiesen Höchstleistungen verführte, ebenso den mit viel Idiomatik prunkenden Dirigenten Ivan Repusic. Wir lernen: Ohne die aus dem Osten sähen die Italiener alt aus – und das deutsche Repertoiretheater ebenso.



Wenig Licht gab es hingegen bei der in gnädiges Halbdunkel getauchten „Lulu“-Premiere der Staatsoper. Andrea Breth mochte ihren Wedekind nicht und kupierte deshalb – obwohl sonst die Werktreue-Domina schlechthin – den Berg: ohne Zirkus-Prolog, mit weiteren Strichen, dem glücklicherweise kupierten Paris-Bild und der umorchestrierten Londoner Finalszenen wirkte das schon ein wenig kastriert. Daniel Barenboim dirigierte mit spätromantischem Schmalz, Mojca Erdmann gab sich sehr viel Mühe, war aber nie das „schöne, wilde Tier“, doch der Anblick eines Autofriedhofs der sedierten Opernkuscheltiere, bei dem die Zeit einfach nicht verrinnen solle, war doch sehr hart.

Bleiben Sie im Rhythmus!
Ihr

Manuel Brug

Manuel Brug ist Kulturredakteur der Tageszeitung „Die Welt“ und Autor verschiedener Bücher, darunter „Opernregisseure heute“ und „Die neuen Sängerstimmen“; in FONO FORUM schreibt er über seinen musikalischen Monat.